

Literaturbericht.

Theodor Koch-Grünberg: Vom Roroima zum Orinoco. Ergebnisse einer Reise in Nordbrasilien und Venezuela in den Jahren 1911—1913. Unternommen und herausgegeben im Auftrage und mit Mitteln des Boeßler-Instituts in Berlin. Bd. I: Schilderung der Reisen. Mit 6 Volltafeln und 109 Abbildungen in Lichtdruck und einer Karte. Großoktav, X, 406 S. Berlin 1917. Dietrich Reimer (Ernst Vohsen).

Schon der in diesen Mitteilungen (60, 1917, S. 488—502) besprochene zweite Band des hier angezeigten Werkes, der dem ersten in der Publikation vorausging, hatte unser Interesse wieder rege gemacht und uns wieder hingelenkt von den großen Sorgen unseres jetzigen Lebens hinein in das Geistesleben der Indianervölkchen, deren Heimat der Verfasser besuchte. In diesem Bande schildert er uns die Reise in diese Gebiete mit jener Wärme der Hingebung an seine großen Aufgaben, die der unermüdliche Geist des Forschers sich gestellt hat. Das Tagebuch führt uns von Fall zu Fall, je nach dem Erlebnis des Berichterstatters hinein in das äußere Leben der Waldindianer und zeigt vor allem die jeweilige Verbindung der einzelnen Stämme oder ihre allfallsige Isoliertheit, wie sie sich gerade beim Erscheinen unseres Forschers kundtut. Da tritt in aneinandergereihter Lektüre die Reise in ihrem lebhaften Umlauf vor uns hin und läßt uns das mannigfach variierte Bild der vorgeführten Völkchen wie auch unversehens und ungewollt die ganz enormen Schwierigkeiten erkennen, die hier dem Einzelmenschen in der Person des Forschers entgegentreten. Und bisweilen glaubt der Leser zugleich den Mut sinken zu lassen, während er im Weiterlesen schon wieder mitgerissen wird von der Verwirklichung der Pläne, die erfüllt zu sehen, jeden aufmerksamen Leser fesseln muß. Und je mehr man sich hineinliest, um so vertrauter wird alles, wie es dem Verfasser

selbst auf seiner Reise erging (S. 12). Man vergißt bisweilen der großen Arbeiten, die vorliegen, so sehr erfaßt einem, besonders durch imposante Schilderungen gehoben (S. 35), die Großartigkeit der umgebenden Natur, die auch durch prachtvolle Aufnahmen (Titelbild, S. 25, III; 34, 35, IV; 61, V; 74, VI; 108) der Phantasie nähergerückt wird. Hier ist auch die unter heutigen Schwierigkeiten gewiß opfervolle Rührigkeit des Verlags anzuerkennen, der dem Werke eine ihm würdige Ausstattung hat zukommen lassen.

Es wird dann erst Sache weiterer Arbeit sein — und gewiß wird sie im Verlauf der folgenden Bände des Werkes schon Beachtung finden — die unzählig zerstreuten Einzelzüge, die dem Ethnographen wichtige Mitteilung bieten, in Reihe und Zusammenhang zu bringen (S. 37, 38, 42, 43, 45, 81, 99, 100 usw.). Und man bemerkt immer wieder mit aufmunternder Genugtuung, wie oft der Reisende die Indianer in ihrem Benehmen so stark von den unteren Zivilisierten bei uns daheim abstehen läßt. Das sind jedesmal wertvolle Momente. Das Verweilen Professor Kochs in „Dreizehnlinden“ am oberen Surnum wird hoffentlich der Wissenschaft bei den Missionären, die bei uns der intellektuellen Arbeit schon seit Jahrhunderten ihre Beschäftigung zuwendeten, bedeutend zugute kommen (S. 114 bis 123). Auch Tier- und Pflanzenleben hat neben der Ethnographie die Aufmerksamkeit unseres Beobachters wachgehalten und bisweilen reizende Schilderung gefunden (S. 168). Aber dennoch sind es immer wieder die Menschen, die den Verfasser wie auch uns interessieren, besonders jene, die nie vor ihm einen Europäer sahen. Ganz unermesslich kommt einem dann dieses ganze Gebiet vor, das immer wieder neue Völkchen und Völker ans Tageslicht treten läßt und man kann sich im Verlauf der Reiseerzählung oft des Eindrucks nicht enthalten, als wolle das gar kein Ende nehmen (S. 172). Und wie sie alle mitten im Leben und Treiben angetroffen werden (S. 243 bis 245), wie es immer auf Professor Kochs Reisen war, beinahe ist es, es schrieben die Indianer selbst das Buch über sich selbst. Das ist eine anzügliche, ausgesprochen charakteristische Eigenschaft unseres Reisenden, die seinen Werken, seinen Arbeiten und seinen Erzählungen den ganz eigenen Reiz und damit erhöhte Wissenschaftlichkeit verleiht (S. 245, 246).

So geht es auch hier das ganze Buch hindurch, daß einem der Atem beim Lesen stockt. Das kann auch dem außerfachlichen Lesepublikum nur angenehmste Unterhaltung bieten, und ganz gewiß ist Professor Kochs Arbeit dazu angetan, der vergleichenden und beschreibenden Völkerkunde, der Menschheitsgeschichte, den Entdeckungsfahrten, der Geographie und Kenntnis neuer Länder auch immer neue Freunde in unserer heimischen Lesewelt zu erlangen. Und auch das ist ein dankenswerter Erfolg der großen Arbeit des Verfassers!

Hestermann (Wien).

E. Oberhammer, Die Türken und das Osmanische Reich. Leipzig 1917, B. G. Teubner, 115 Seiten, 3 Tafeln, 2 Kartenskizzen.

Die vorliegende Arbeit erschien zuerst in vier Aufsätzen in A. Hettners geographischer Zeitschrift; nun kommt sie im selben Verlage als selbständige Monographie heraus, durch einen 8 Seiten starken „Anhang“ erweitert und mit einem sehr vollständigen Autoren- und Sachregister versehen. Neuerlich in gedrängter Form verarbeitet, bildet der Hauptinhalt des vorliegenden Werkes den Abschnitt „Die Türkei im Weltkriege“ von Prof. E. Oberhammer im Kriegsnachtrag, zweiter Teil, zu Meyers großem Konversationslexikon, S. 62—71.

In drei Kapiteln, über die ethnischen Grundlagen, über Geschichte und Kultur der Türkvölker und über das Osmanische Reich gibt der Autor unter umfassender Heranziehung der einschlägigen Literatur sowohl alter historischer Quellschriften als auch der neuesten Erscheinungen, ein sehr übersichtliches Bild über den heutigen Stand unseres Wissens von der Herkunft und Beschaffenheit der Volksstämme des türkischen Völkerkreises und über die Entstehung und Entwicklung des Osmanischen Reiches auf Grund der geschichtlichen und geographischen Vorbedingungen.

Bei der eingehenden Besprechung der einzelnen Türkvölker und ihrer räßlichen Zusammensetzung kommt Oberhammer zu prinzipiellen Feststellungen über „Volk“ und „Rasse“. Er wendet sich energisch gegen die schematische Aufteilung von Sprachstämmen auf ein besonderes Rassenschema; man darf die Finnen, Magyaren und Osmanen nicht zu den „Mongolen“ rechnen, weil sie ural-altaische Sprachen reden. Sprach- und Rasseneinheit fallen nur solange zusammen, als eine homogene Völkergruppe in einem geschlossenen Gebiete wohnt. Wie notwendig es ist, den Begriff des Volkstums von Abstammung und Rasse streng zu scheiden, wird bei der Betrachtung der Kerntruppe des Türkischen Reiches, der Janitscharen, so recht klar: sie ergänzen sich aus Kriegsgefangenen und gewaltsam ausgehobenen Christenkindern und doch werden sie durch Erziehung zu ausgeprägten Vertretern des türkischen Volkstums, zu dem sie ihrer Geburt nach in schroffstem Gegensatz standen. Ebenso war das Türkentum der Vesire und Feldherren des Osmanischen Reiches nie von einem breitgesichtigen mongoloiden Aussehen abhängig, sondern bestimmend war nur der Islam und das „Aufgehen in den Gedankenkreis der Umgebung.“

Im ganzen Wohngebiete der Osmanen finden wir die für diese Gruppe charakteristischen Typen nicht so rein wieder, wie in Kleinasien; das sind auch in physisch-anthropologischer und sprachlicher Beziehung die typischen „Türken“, die wir uns vorstellen können. Und doch hat diese Bevölkerung nur sehr wenige Merkmale von den eingewanderten, als Eroberer ins Land gekommenen Türkenvölkern,

den Seldschuken und den Osmanen. Der ursprüngliche Typus des Landes, die alte vorderasiatische Rasse, die auch schon vorsemitisch und vorindogermanisch ist, schlägt heute noch überall durch! Der Typus der Hetiter, der Armenier und der heutigen Osmanen ist enge verwandt: er ist charakterisiert durch ein meist längliches, von schwarzem Haar und Vollbart umrahmtes Gesicht mit stark ausgeprägter Nase; Oberhumer nennt ihn den osmanischen Typus; er steht in vollem Gegensatze zu dem flachgesichtigen und flachnasigen mongolischen. Die einwandernden Türkvölker, die ursprünglich gewiß deutlich mongolisch aussahen, waren nur der Sauerteig; die kleinasiatische Bevölkerung hat ihre Religion und ihre Sprache gewechselt wie ein Kleid, die Rassenmerkmale der Vorfahren aber sind geblieben! Aus den seit Mohammed II. in lückenloser Reihe vorliegenden Bildnissen türkischer Sultane aus dem Stamme Osman versucht der Verfasser sich ebenfalls ein Bild von dem echten osmanischen Typus zu machen: das Aussehen dieser Sultane entspricht auch wieder ganz der oben gegebenen Beschreibung der vorderasiatischen oder orientalischen Rasse.

Auch die linguistischen Verhältnisse des türkischen Sprachkreises finden ihre entsprechende Würdigung. Im Gegensatze zu Németh, der das Türkische, Magyarische und Mongolische als eine im Laufe der Zeit entstandene Sprachgemeinschaft auffaßt, tritt Oberhumer für die Urverwandtschaft dieser Sprachen ein. Auf den kongenialen Gedankengang im Japanischen und Türkischen wird besonders hingewiesen. Die Stellung des altertümlichen Jakutischen unter den türkischen Sprachen kann mit dem analogen Verhältnis des Litauischen unter den indogermanischen Sprachen verglichen werden.

Als Urheimat der Türkvölker nimmt Oberhumer die Gegend vom Baikalsee und dem Stromgebiete des Selenga bis zum Schwarzen Irtysh an. Von der Ausdehnung in dem geographischen Horizonte dieses alttürkischen innerasiatischen Reiches gibt eine Kartenskizze Aufschluß, die der Verfasser nach den Fundplätzen alttürkischer Inschriften entworfen hat. Die ersten türkischen Völker, die nach Europa kamen, waren die Hunnen, die mit den Hiungnu identisch sind, welche im Nordwesten Chinas saßen und vor deren Bedrohung sich China mit der bekannten Mauer schützte. Ihnen folgten die Awaren, deren Zusammenhang mit den Awaren des Kaukasus der Autor ablehnt. Zu den früh eingedrungenen türkischen Völkern gehören auch die Chazaren in Südrußland, die Kumanen und Jazygen in Ungarn und die Petschenegen. Die Annahme von H. v. Kutschera, das polnisch-russische Judentum sei auf die Chazaren zunächst zurückzuführen, geht nach Oberhumer entschieden zu weit. Reste der Petschenegen und Kumanen sind wohl auch die in Bulgarien und Beßarabien lebenden Chagauzen, das sind christliche Türken, die im Gegensatz zu den Osmanen nördlich vom Schwarzen Meere einwanderten und noch in vorislami-

scher Zeit das Christentum annahmen. Für die Urbulgaren nimmt der Autor, der neueren Ansicht folgend, im wesentlichen türkischen und nicht finnischen Ursprung an. Die wahrscheinliche Ursache der letzten türkischen Völkerwoge, aus Turkestan, nach Westen südlich vom Kaspischen und Schwarzen Meer, der Wanderung der Seldschuken und der Osmanen, sucht Oberhummer mit Bruckner in einer Periode geringen Niederschlages in Zentralasien, die während einer säkularen Klimaschwankung eingesetzt hat.

Zur Würdigung der Ausbreitung des türkischen Volkstums ist es nötig zu wissen, daß durch die Züge der Mongolen Türken ins Land gekommen sind, da in allen Mongolenreichen, außer in China, das türkische Element eine viel größere Rolle gespielt hat als das zahlenmäßig weit schwächere mongolische. Die Gesamtzahl der Angehörigen aller jetzt lebenden Türkvölker schätzt Oberhummer auf mindestens 30 Millionen.

Besonders hervorgehoben wird die Eigentümlichkeit der Osmanen, daß sie es nicht verstehen, besetztes Gebiet zu entnationalisieren, was die Albaner, Bosniaken und Griechen deutlich beweisen. So wurde Kleinasien, das wir heute als das Hauptgebiet des Osmanentums betrachten müssen, schon unter der seldschukischen Herrschaft türkisiert; zu dieser Zeit begann auch die türkische Umgestaltung der Ortsbezeichnungen. Trotzdem heute nur der kleinasiatische Bauer als typischer „Türke“ erscheint, muß man nicht vergessen, daß er wesentliche Teile seiner Kultur von den einwandernden türkischen Nomaden erhalten hat, und die Erinnerung Oberhummers an die Angaben Marco Polos, aus denen hervorgeht, daß die Türken noch um 1272 in Kleinasien als Nomaden und Viehzüchter lebten, ist sehr dankenswert!

Ebenso wichtig ist auch, daß vieles, was wir als charakteristisch für die osmanische Wirtschaft anzusehen gewohnt sind, Erbstücke des Byzantinischen Reiches sind, die Käuflichkeit der Beamtenstellen, das Eneuchentum, die Stockschläge auf die Fußsohle als Bestrafung; auch im Lehenswesen, das zwar auf alttürkischer Überlieferung fußt, ist der byzantinische Einfluß stark gewesen. Ähnlich steht es mit dem Halbmond und Stern, dem staatlichen Symbol des Osmanischen Reiches; der Autor weist darauf hin, daß der Halbmond ein alttürkisches (nicht etwa islamitisches) Zeichen und daß seine Verbindung mit dem Stern byzantinischen Ursprungs ist.

Es ist eine Eigentümlichkeit Oberhummers, überall die richtige Schreibweise von Eigen- und Völkernamen, Ortsbezeichnungen und fremden Ausdrücken genauestens zu erkunden und unter weitgehender Berücksichtigung der Literatur ihre Bedeutung und Herkunft sicherzustellen. So finden hier die Worte Kosak, Tatar, Türke, Sultan, Chan und viele anderes mehr eine Erledigung in diesem Sinne. Der französisierten, gewöhnlich noch abgewandelten Form Khedive zieht der Autor die persische Fassung Ghediv vor und dekliniert sie nicht.

Die Geschichte und die Entwicklung der Völker der Balkanhalbinsel wird eingehend besprochen, vor allem die der in seiner Isoliertheit uns heute noch recht altertümlich und primitiv erscheinenden Albaner; in ihrer Stammeseinteilung zeigen sie heute noch Entwicklungsstufen, die den altitalischen Stämmen, Kelten, Germanen und Slawen zu eigen waren, die an die Chanverfassung des alten Schottland erinnern und ihre Analogien in der totemistischen Kultur der Indianer und Australier finden! Auch die so merkwürdige und wenig bekannte Geschichte der Entstehung des montenegrinischen Staates wird in ihren Hauptzügen dargestellt.

Oberhumer nimmt die Gelegenheit wahr, einige in Hilfsbüchern irrig angegebenen Bevölkerungs- und Flächeninhaltszahlen richtigzustellen; so ist die Gesamtbevölkerung Altmontenegros im Jahre 1876 mit rund einer Viertel Million zu niedrig angegeben; ebenso sind bei der Berechnung der Bevölkerungsdichte und des Areals der Türkei im Hofkalender 1917 Fehler unterlaufen. Der Verfasser berechnet das neue Areal der Türkei, da genaue Angaben noch nirgends vorliegen, nach planimetrischer Ausmessung im Geographischen Institut der Universität Wien durch F. Stadl nach der Grenze von 1913 mit 24.600 km², von 1915 mit 22.163 km².

Auf die Geschichte des Osmanischen Reiches in der Gegenwart wird besonders ausführlich eingegangen; der Autor verweist auf den viel zu wenig bekannten, wegen seiner wirklich staunenswerten Voraussicht sehr merkwürdigen Ausspruch Moltkes hin, der schon im Jahre 1840 dem Osmanischen Reiche nur in seiner Einschränkung in die naturgemäßen Grenzen, und zwar in Europa in Beschränkung auf Konstantinopel und den thrazischen Isthmus mit Adrianopel, den Fortbestand vorhergesagt hat! Heute liegt der Schwerpunkt des Osmanischen Reiches mehr denn je in Kleinasien; an dieses schließen sich Syrien und Mesopotamien geographisch wohl eng an, dagegen hat die Westküste Arabiens, die mit dem gegenüberliegenden Ägypten eine geographische Einheit bildet, auch nur im Verein mit Ägypten Aussicht dauernd gehalten werden zu können. Von besonders aktueller Bedeutung sind die modernen Einheitsbestrebungen im Türkischen Reiche, der „Osmanismus“ der Jungtürken, das ist das alle Osmanen vereinigende Nationalbewußtsein, der „Panislamismus“, der Zusammenschluß aller mohammedanischen Elemente, und schließlich der „Pantürkismus“ oder „Turanismus“, welcher das Heil im Türkentum und im Anschluß an alle sprach- und stammverwandten türkischen Völker sucht. — Mit Recht warnt Oberhumer vor Übertreibungen und namentlich davor, wichtige, nicht türkische Teile der Bevölkerung, wie die arabische, zu verletzen.

Der Autor faßt am Schlusse der Arbeit seine Hauptergebnisse nochmals in sehr übersichtlicher Weise zusammen.

In einem Anhang wird die vorliegende Arbeit durch einige wertvolle Ergänzungen bereichert. Besonders interessant sind An-

gaben aus Firdusis Shahnameh. In den beigegebenen kunstvollen Miniaturbildern konnte der Autor keinen Gegensatz zwischen den Bewohnern Irans und Turkestans finden. Dies stimmt auch damit überein, daß nach unserem Wissen der Rassentypus im südlichen Turkestan weit mehr iranisch als mongolisch ist. Diese Feststellung ist um so wichtiger, als sich Unterschiede in Tracht und Bewaffnung herausfinden lassen und als die Dichtung auch den Unterschied in den beiden Sprachen stets scharf betont.

Umfassende Kenntnis und erschöpfende Durcharbeitung der Literatur, die gleichzeitige Behandlung der Geschichte und die Heranziehung der Einwirkungen der geographischen Lage sowie die Berücksichtigung der raßlichen Zusammensetzung machen die vorliegende Arbeit zu einer wissenschaftlich sehr wertvollen, die wegen der Fülle der darin aufgerollten aktuellen Fragen aber auch für weite Kreise sehr lesenswert ist.

A. L u t t e r, Rußland II. Geschichte, Staat und Kultur.

Aus Natur und Geisteswelt. Berlin, B. G. Teubner.

Ein kurzer historischer Überblick zeigt die Entwicklung des Russischen Reiches von der Besetzung der Ebene durch die Slawen im 6. und 8. Jahrhundert bis zum Zeitpunkt der Révolution. — Das zweite Kapitel, „Der russische Staat“, behandelt die Fragen der obersten Behörden, der Volksvertretung und Rechtspflege. Es werden an dieser Stelle die Stände, die Selbstverwaltung, die politischen Parteien, das Heer und die Flotte besprochen. Das zentralisierende Verwaltungssystem, das Katharina II. geschaffen hat, besteht in seinen Grundzügen heute noch. Im Gegensatz zum autokratischen Staat zeigt die russische Gesellschaft ein demokratisches Gepräge. Als wirklich geschlossene Stände zeigen sich nur die Geistlichkeit und die Bauernschaft. Der Verfasser hebt die Wichtigkeit der „Landschafte“ hervor; sie waren jahrelang die einzige Institution, in welcher die Gesellschaft sich sozial und administrativ betätigen konnte. — In einem nächsten Kapitel wird die auswärtige Politik Rußlands besprochen. Das allmähliche Wachstum des russischen Staates erscheint am Beginn als schrittweises Weiterschieben der Landesgrenzen, der unbewußte Trieb wird mit der Zeit zum ziel sichereren Streben nach dem freien Meere. — Schließlich wendet sich der Verfasser der Besprechung der Faktoren zu, die die Kultur des russischen Volkes bilden.

Dr. Olga Kopřiva.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mitteilungen der Österreichischen Geographischen Gesellschaft](#)

Jahr/Year: 1918

Band/Volume: [61](#)

Autor(en)/Author(s):

Artikel/Article: [Literaturbericht. 648-654](#)